

15]

(Nachdruck untersagt.)

Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimáček.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen.

Mit dieser ging er ganz anders um, er scherzte mit ihr und kniff sie in die Wangen, als sie ihm die unrichtige Einlage reichte, sagte er ruhig: „Die andere, Lonca, die andere!“

Lena, die das mit ansehen mußte, litt Qualen. All ihre Hoffnung starb dahin und erfüllte die Seele mit giftigem, tödtlichem Hauch. Ein brennender Schmerz, wie sie ihn noch nie gefühlt, raste wild in ihrem Schädel und in der Brust. Nun war es ihr klar, daß alles, was ihr bis dahin widerfahren, nichts war im Vergleich zu dem, was ihr noch bevorstand, und sie erkannte, daß das alles noch nicht hinreichte, sie vom Leben zu bringen. Sie erbehte vor Grauen, wenn sie sich gegenwärtigte, daß die Schläge, die ihr Wenzel heute versetzt, sich noch Gott weiß wie lange wiederholen werden, bis sie eines Tages niedergeschmettert ist.

An diesem Gedanken knüpfte sie das wahnsinnige Verlangen, die Schläge möchten rasch aufeinander folgen und noch heftiger werden, damit sie früher erliege — ein Verlangen, das von neuem an ihrem Hirn und Herzen fraß und an ihrer Seele zehrte; das Verlangen war die einzige Flamme, die ihr Leben noch nährte.

Weil sie keine Hoffnung mehr hegte, so riß sie sich das Tuch vom Kopf und fuhr sich mit wilder Hand ins Haar. Jetzt war's doch schon ohne Belang, wie sie aussah. Sie war doch wirklich ein Narr, daß sie noch hoffte. Was lag denn daran, daß Wenzel sie schmähte, daß er grausame Worte gebrauchte; er hätte ihr gleich einen Schlag versetzen sollen, daß sie blutete, hinsiel und das Leben ließ. Das war ihr einziges Verlangen, ihre einzige Sehnsucht, die gieriger Befriedigung suchte als ihr früheres Verlangen nach seiner Liebe.

Voll Mitleid betrachtete Bieta das arme Mädchen. Sie fühlte mit theilnehmender Seele, wie unsäglich sie litt; sie rief sich alles in Erinnerung, was ihr der Bruder vorgestern erzählt, was sie jedoch schon längst geahnt hatte. Sie beschloß, noch heute mit dem Mädchen zu sprechen, um herauszubringen, was sie von Wenzel erwartete und welche Pläne für die Zukunft sie hegte.

Sie gesellte sich zu ihr abends beim Nachhausegehen.

„Ich möcht' Sie was fragen,“ begann sie die Unterredung, obgleich ihr nicht entging, daß Lena ausreißer wollte, daß sie zu keiner Unterredung Lust hatte, ja, daß es ihr höchst unangenehm war, in ihren Gedanken gestört und in ihrem raschen Gange gehemmt zu sein. „Ich bin die Schwester von Kucharz. Der Bruder hat mir alles gesagt, was Sie ihm von Pradil erzählt haben. Ich kenn' das Mäd'el, die er heirathen will, und könnt' ihr's stecken, wie er mit Ihnen umgesprungen ist.“

„Was sagen Sie mir das? Er mag sie heirathen,“ antwortete Lena barsch.

„Er hat sich aber Ihnen versprochen und quält Sie jetzt.“

„Das geht Sie gar nichts an!“ versetzte Lena energisch.

„Ich bedauere Sie.“

„Nicht?“ fragte das Mädchen mit dumpfer Stimme und blickte die Genossin in der Arbeit an. „Das ist zum Lachen. Geh'n Sie hübsch Ihren Weg und lassen Sie mich zufrieden!“ fügte sie mit heftiger Bewegung hinzu.

„Er bringt Sie aber ins Grab!“

„Wenigstens werd' ich Ruh' haben. Eine mehr oder weniger, drauf kommt's nicht mehr an, und besser früher als später.“

„Wenn Sie aber ein Kind kriegen?“

„Ein Kind? Ich...?“ — Es war fast ein lauter Aufschrei, den Lena ausstieß; vor ihren Augen huschte das Bild des fahlen Gesichtchens mit den halbgeschlossenen Lidern, unter denen das brechende Auge eines Kindes vorwärtswoll hervorsah, vorüber. Sie erbehte. Ein solcher Gedanke war ihr niemals gekommen; jetzt erst fühlte sie, daß er sie martern werde.

„Lassen Sie mich doch, ich bitt' Sie, in Ruh', gehen Sie doch Ihren Weg!“ sprach sie erregt, „quälen Sie mich nicht, kümmern Sie sich nicht um Wenzel und mich, 's geht Sie doch gar nichts an,“ sprudelte sie fast in einem Athem hervor, schob

Bieta heftig zur Seite und rannte in der Richtung der Kaserne davon.

Hier erst kamen der Schmerz, das Gefühl der Scham, der Zorn und das Weh mit voller Kraft zum Ausbruch, so daß die Nerven, die sich nicht mehr aufrecht erhalten konnten, sich auf ihr Lager warf, das Gesicht mit den abgearbeiteten Händen bedeckte und unter der Wucht der Qualen in stöhnendes Schluchzen ausbrach.

Vor Augen hatte sie stets das todte Kind der Chvatalka; dabei war's ihr aber, als hörte sie sein schmerzliches Seufzen, als drückte sie es an ihre sturmbewegte Brust. Ihre Gedanken verwirrten sich. Es schien ihr, daß das Kind ihr gehörte, daß sie es retten mußte; und dabei merkte sie deutlich, wie Wenzel auf sie zeigte und rief: „Schlampen! Verrückte!“ All ihr Schmerz schlug plötzlich in einen ungeheueren Zorn um, der ihr ganzes Wesen erschütterte, so daß sie vom Lager aufsprang. Ihre Augen blickten stier, ihr Haar war zerzaust, der Mund halb offen, die Brust hob und senkte sich stürmisch, der Athem kam röchelnd aus ihrer Kehle.

„Mäd'el... um Himmelswillen... was fehlt Dir denn?“ rief die Chvatalka entsetzt, eiligt auf sie zukommend und ihre Hände ergreifend. Lena entriß ihr die Hände und bemerkte mit dumpfer Stimme: „Nichts fehlt mir... Lassen Sie mich, ich werd' 's schon selber tragen!“

Das Weib sah sie mit einem mitleidvollen Blick an. „Armer Narr,“ schob ihr durch den Kopf.

Plötzlich erhob sich Lena und stürzte aus dem Zimmer. Jene Kerl, der sie früher schreckte, brauchte sie nicht mehr zu fürchten, er arbeitete in der Nachtschicht und war um diese Zeit schon eine geraume Weile in Arbeit.

Ohne auf irgend wen oder auf irgend etwas zu achten, rannte Lena die Landstraße entlang direkt ins Dorf, zu dem Häuschen, das Wenzel mit seiner Tante bewohnte. Gerade vor einer Weile war er nach sechsunddreißigstündiger Arbeit aus der Fabrik heimgekehrt.

Lena stellte sich, dicht an die Mauer angeschmiegt, an das in den Garten führende Fenster, so daß sie weder von der Dorfflur aus noch von den anderen Hütten her bemerkt werden konnte. Es herrschte bereits ziemliche Dämmerung, es war am Anfang der zweiten Septemberhälfte.

Lena wußte nicht, was sie thun sollte: Sollte sie an die Scheibe klopfen, rufen oder still stehen und warten, bis Wenzel von ungefähr ans Fenster trat und sie bemerkte? In dieser peinlichen Unentschlossenheit verrannen die Minuten, und das Ungewöhnliche des Ortes sowie der Umgebung legte dem Mädchen den Gedanken nahe, was sie denn eigentlich hier wollte? Sie war in einer Aufwallung von Schmerz und Zorn herausgelaufen, um Wenzel zu begegnen. Aber erst jetzt, da sie nur noch durch die Wand von ihm getrennt war, begann sie zu erwägen, was sie ihm sagen und wie sie anfangen sollte. Angst bemächtigte sich ihrer, sie fühlte, daß sie übereilt vorgegangen war. Diese Bieta hat sie unnötigerweise geängstigt und aus Maud und Wand gebracht, so daß sie nicht wußte, was sie that. Sie war zu Wenzel geflohen, um daheim dem Wahnsinn zu entgehen, um all' ihren Zorn, all' ihre entfesselte Wildheit und Behmuth, die ihr daheim das Herz zerrissen, hier austoben zu lassen. Und jetzt, da sie zitternd vor dem Fenster der Hütte stand, hatte sich der Sturm in ihrer Brust, von Angst und Bangen verschleucht, plötzlich verzogen. Mit welchem Rechte war sie hierhergekommen? Was wollte sie hier holen? Wenzel liebte sie nicht mehr, warum also stieg sie ihm nicht nach? Sie hofft ja nichts mehr und darf nichts hoffen. Was Bieta von dem Kind sprach, geht sie nichts an. Sie hat kein Kind. Ja, wenn sie Mutter wäre — dann, o dann würde sie sich nicht scheuen, sie würde eintreten und ihm sagen, daß er sie nicht verlassen dürfe; und wenn er sie wegstieße, dann würde sie sich auf ihn stürzen und ihn würgen, bis er ihr versprechen müßte, sie zu heirathen. Er hat ihr aber doch schon zweimal versprochen und sie trotzdem verlassen! O!... sie hat ihm gedroht, sie werde ihn tödten; und nun trägt sie und läßt mit sich alles geschehen und rührt keine Hand, ja, wagt nicht einmal ein Wort zu sprechen. Wie arm ist sie, wie elend!... Wenn er sie nicht mehr liebt, so will sie wenigstens auf seine Quälerei nicht verzichten, sie will etwas von ihm haben, und wenn's nur ein Schlag wäre! Und wenn

sie sich rächen würde, hätte sie ja nichts davon und müßte ohne ihn zu Grunde gehen; so aber wird seine Verachtung, sein Drangsaliren, sein Schmähen sie tödten. . . Und wenn er noch Liebe darauf giebt, alles erträgt sie von seiner Hand, ja, sie wird es als Sättigung des zehrenden Verlangens in ihrem Herzen empfinden, das nach neuer Erniedrigung, nach neuem, von ihm verursachtem Weh schmachtet.

Doch wenn sein Kind mit ihr untergehen sollte, dann würde sie sich mit diesen ihren Fingern an seiner Gurgel vergreifen, dann wüßte sie, daß er ein lasterhafter, schlechter, elender Mensch ist, daß er den Tod von ihrer Hand verdient; dann würde sich das Verlangen, von ihm weiter gezüchtigt zu werden, in die Begierde verwandeln, ihn zu vernichten; dann würde sie die Befinnung verlieren, ihn todtschlagen. Nun ja, sie allein dürfte er verlassen, sie ist gerade gut genug, um verstossen zu werden; aber ein Kind — ein liebes Kind mit rosigen Backen und großen Augen wie das der Chvatalla — nein, das dürfte er nicht ungestraft verlassen. . .

Sie hat aber kein Kind, was will sie nun hier? Wenn er sie erblickt, wird er sagen: Hinans mit Dir! — und sie wird den Kopf hängen lassen und sich drücken. O, damals, als sie noch an Rache dachte und damit drohte, wußte sie nicht, was Liebe ist. . . Er wird sie heute von hier fortjagen, und sie weiß von vornherein, daß sie kein Wort der Erwiderung finden wird, sie fühlt, daß, wenn er nicht wüthend über sie herfällt, sie noch ärmer heimkehren wird, als wenn sie sich, von ihm blutig geschlagen, heimschleppte.

Da loderte das Verlangen nach neuer Erniedrigung in ihr hoch auf, und in diesem wilden Aufstammen klopfte sie ans Fenster und drückte das Gesicht, in das alles Blut stieg, gegen die Glasscheiben. Wenzel erblickte sie, schob den Riegel zurück und öffnete das Fenster mit so heftiger Bewegung, daß der Rahmen Lena an den Kopf traf. — „Schau“, daß du weiterkommst,“ rief er vor Zorn entbrannt, „lauf' einem anderen nach!“ Und er schlug bei diesen Worten die beiden niedrigen Fensterflügel zu.

O, das that wohl, das erfüllte sie mit Befriedigung! Was war der Schmerz am Kopf gegen das süße Erbeben nach dieser Unbill? — — —

Für heute hatte Lena genug und kehrte heim.

Das unerklärliche, wilde Verlangen, welches dank der Nothheit Wenzel's Befriedigung fand, war die einzige energische Regung im Gemüthe des unglücklichen Mädchens während des ganzen ersten Monats der Kampagne. Woche um Woche wechselten Tagsschichten mit Nachtschichten ab, dann ging's wieder von vorn an, und so schleppte sich die Zeit ununterbrochen fort. Wenzel bemühte sich zwar ungemein, Lena von den Schneidemaschinen wegzubringen, da es ihm unangenehm war, sie auch nur anzuschauen. Aber anfänglich trat seinen Absichten Bieta unerschrocken entgegen, obwohl sie von ihm dafür manches grobe Wort, manchen zornigen Blick erhielt. Wenn ein Stein in die Maschine gerieth und die Messer beschädigte, dann meldete Wenzel sofort dem Adjunkten, daß dies nur die Nachlässigkeit des „Trottels“ verschuldet habe. Es sei mit der Person nicht mehr auszuhalten, es wäre besser, wenn sie in den Spodiumraum käme, wo auch ihr Vater arbeitete, oder ins Ribenhäus. Doch Bieta unterließ nicht, wahrheitsgemäß zu berichten, daß die Louca Jarosch, unachtsam, wie sie war, mitsammt der Rübe auch den Stein in den Korb geschoben hatte; oder sie beschuldigte, wenn auch grundlos, sich selbst.

Später aber, als sie sah, wie Wenzel immer roher wurde, wie er sich erfrechte, wenn zufällig eine Rübe über den Korbrand hinweg hinabkollerte, sie aufzunehmen und sie nach Lena zu schleudern, so daß diese einmal davon blutete; wie er ihr ein ander Mal ohne Grund den Spaten ans der Hand riß und ihr damit einen Schlag über die Schulter versetzte, so daß die Arme einen Aufschrei nicht unterdrücken konnte: da begann sie selbst einzusehen, es würde besser sein, wenn man Lena anderswo Arbeit anwies. Dazu sollte es auch bereits kommen; sowie Lena jedoch das geringste merkte, fiel sie dem Adjunkten zu Füßen, küßte seine Hände und bat ihn schluchzend und am ganzen Leibe zitternd, er möchte sie doch belassen, wo sie war. Dieses armselige, in Lumpen gehüllte Frauzimmer mit dem vergärrten, bleichen und abgemagerten Gesicht, das vor Angst bebte, es könnte aus Wenzel's Nähe entfernt werden, bot einen ergreifenden Anblick. Gerührt gab der Adjunkt ihrem Flehen nach.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bindfaden.

Von Guy de Maupassant. Deutsch von Wilhelm Thal.

Auf allen Wegen, die sich um Goderville herumziehen, eilten die Bauern mit ihren Frauen dem Fleden zu; denn es war Markttag. Die Männer gingen mit ruhigen Schritten, den ganzen Körper bei jeder Bewegung ihrer langen, krummen Beine vornübergebengt, die von der harten Arbeit, von dem Druck auf den Pflug, von dem Mähen des Getreides, kurz, von allen langsamen und mühseligen Beschäftigungen des Landlebens verunstaltet waren. Ihre glänzende, wie Firnis leuchtende blaue Blouse, die am Kragen und an den Handgelenken mit einer kleinen Weißstickerei verziert war, glich einem zum Aufkliegen fertigen Ballon, aus dem ein Kopf, zwei Arme und zwei Beine herauskamen.

Die einen zogen an einem Strick eine Kuh, ein Kalb, während die Frauen, die hinter dem Thiere gingen, demselben die Lenden mit einem noch mit Blättern versehenen Zweige peitschten, um seinen Gang zu beschleunigen. An den Armen trugen sie große Körbe, aus denen hier Hühner, dort Entenköpfe herausguckten.

Dann kam ein von einer Stute gezogener Leiterwagen vorüber, der in seltsamer Weise zwei neben einander sitzende Männer und eine Frau hin- und herschüttelte, die sich am Rand des Behälters festhielt, um die harten Stöße abzuschwächen.

Auf dem Platz von Goderville drängte sich eine Menschenmenge, ein buntes Gemisch von Männern, Weibern und Thieren. Die Hörner der Ochsen, die hohen, breitkrämpigen Hüte der reichen Bauern und die Hauben der Bäuerinnen ragten aus dem Gemüth hervor.

„Meister“ Hauchecorne aus Bréauté war eben in Goderville eingetroffen und wandte sich dem Marktplatz zu, als er an der Erde ein kleines Stück Bindfaden bemerkte. Sparsam wie ein richtiger Normanne dachte Meister Hauchecorne, daß zum Aufheben alles, was noch zu etwas dienen kann, gut ist; und so bückte er sich mit großer Mühe, denn er litt an Rheumatismus. Er nahm das Stüchchen Bindfaden von der Erde auf und schickte sich an, es sorgsam zusammenzurollen, als er auf der Schwelle seiner Thür den Sattler, Meister Malandain bemerkte, der ihm neugierig zusah. Sie hatten einst wegen eines Stüchchen Landes Streit mit einander gehabt und waren gespannt geblieben. Meister Hauchecorne wurde von einer gewissen Scham erfaßt, als er sich so von seinem Feinde beobachtet sah, wie er im Schmutz nach einem Stüchchen Bindfaden suchte. Er verbarg daher schnell seinen Fund unter seiner Blouse und steckte ihn dann in seine Hosentasche; hierauf that er, als suchte er noch etwas an der Erde, das er nicht fand, und ging endlich mit vorwärts geneigtem Kopfe dem Markte zu.

Bald darauf verlor er sich in der schreienden und lebhaft bewegten Menschenmenge, die unaufhörlich feilschte und handelte.

Die Bauern betasteten die Kühe, gingen fort, kamen wieder, stets in Angst, betrogen zu werden; sie wagten nie, sich endgiltig zu entscheiden, belauerten die Blicke des Verkäufers, und suchten unaufhörlich die Mängel des Mannes und die Fehler des Thieres zu entdecken, während die Frauen, die ihre Körbe auf die Erde gestellt hatten, das Geflügel aus denselben befreiten.

Sie hörten die Angebote mit an, hielten mit trockener Miene und unbeweglichem Gesicht ihre Preise aufrecht oder entschlossen sich auch plötzlich, auf die vorgeschlagene Preiserniedrigung einzugehen, indem sie dem Kunden, der sich langsam entfernte, zuriefen:

„Es ist gut, Meister Anthime. Ich lasse sie Euch dafür!“

Dann wurde der Platz nach und nach leer, und als das Angeln zu Mittag läutete, gingen diejenigen, die zu weit wohnten, in die Herbergen und Birthehäuser.

Bei Jourdain war der große Saal mit Zechern angefüllt, ebenso wie der weite Hof von Behältern jeder Art, Karren, Wagen, Stabrisoletts, Kutschen, Leiterwagen und Tilburys voll war.

Die ganze Aristokratie des Marktes speiste hier, bei Meister Jourdain, Gastwirth und Kostäufcher, einem schlaunen Hallunken, der Geld hatte.

Die Keller wurden aufgetragen und wurden ebenso leer wie die mit gelbem Obstwein gefüllten Krüge. Jeder erzählte seine Geschäfte, seine Einkäufe und Verkäufe.

Pfäglich ertönte die Trommel in dem Hofe, vor dem Hause. Sofort sprang die ganze Gesellschaft auf, mit Ausnahme einiger Gleichgiltigen, und mit noch vollem Munde, die Serviette in der Hand, lief man zur Thür und an die Fenster.

Als der öffentliche Ausrufers seinen Wirbel geschlagen, rief er mit lauter und gellender Stimme:

„Kund und zu wissen den Einwohnern von Goderville, und im besonderen allen zum Markte anwesenden Personen, daß heute morgen auf der Landstraße von Benzeville zwischen neun und zehn Uhr eine Brieftasche aus schwarzem Leder verloren gegangen ist, in der sich 500 Francs und Geschäftspapiere befinden. Man bittet, dieselbe nach der Mairie zu bringen oder an Herrn Fortuné Houllréque aus Manneville. Es giebt zwanzig Francs Belohnung.“

Dann ging der Mann von daumen. Man hörte noch einmal in der Ferne die dumpfen Töne des Instruments und die schwächer werdende Stimme des Ausrufers.

Nun fing man an, von dem Ereigniß zu sprechen, und erzählte dabei die Möglichkeiten auf, die Meister Houllréque hätte, seine Brieftasche wieder zu bekommen, beziehungsweise nicht wieder zu bekommen.

Dann wurde die Schmauserei fortgesetzt. Man trank eben den Kaffee, als der Gendarmeriebrigadier auf der Schwelle erschien und sagte:

„Ist Meister Hauchecorne aus Bréauté hier?“

Meister Hauchecorne der am andern Ende der Tafel saß, antwortete:

„Da bin ich!“

„Meister Hauchecorne,“ fuhr der Brigadier fort, „wollen Sie die Güte haben, mich auf die Mairie zu begleiten. Der Herr Maire möchte Sie sprechen.“

Ueberrascht und unruhig leerte der Bauer sein Glas in einem Zuge, erhob sich und setzte sich, noch krummer als am Morgen, denn die ersten Schritte nach der Mahlzeit machten ihm ganz besondere Mühe, indem er wiederholte:

„Da bin ich! Da bin ich!“

Dann folgte er dem Brigadier.

Der Maire saß in einem Fauteuil und erwartete ihn. Es war der Notar des Ortes, ein dicker, ernsther Mann, der gern pomphafte Phrasen drechselte.

„Meister Hauchecorne,“ sagte er, „man hat gesehen, wie Sie heute morgen auf der Landstraße von Benzeville die von dem Meister Houltréque aus Manneville verlorene Briestafche aufgehoben.“

Verdutzt betrachtete der Landmann den Maire; schon der Argwohn, der auf ihm lastete, flößte ihm Furcht ein, ohne daß er wußte, warum.

„Ich, ich habe die Briestafche aufgehoben?“

„Ja, Sie selbst!“

„Auf Ehrenwort, ich habe nicht einmal etwas davon gewußt.“

„Man hat Sie gesehen.“

„Man hat mich gesehen? Wer hat mich gesehen?“

„Herr Malandain, der Sattler!“

Nun erinnerte sich der Alte, begriff und sagte, vor Zorn erzählend:

„Ah, der hat mich gesehen, dieser — Hallunke? Da! Er hat gesehen, wie ich dieses Stück Bindfaden aufgehoben habe, das ist alles, Herr Maire!“

Dabei wühlte er in seiner Tasche und zog das kleine Stück Bindfaden hervor.

Aber der Maire schüttelte ungläubig den Kopf und erwiderte: „Sie werden mir doch nicht einreden wollen, Meister Hauchecorne, daß Herr Malandain, der ein ganz glaubwürdiger Mann ist, diesen Bindfaden hier für eine Briestafche gehalten hat.“

Während erhob der Bauer die Hand und wiederholte:

„Und doch ist es die Wahrheit, die heilige Wahrheit, Herr Maire. Hier wiederhole ich es, bei meiner Ehre und bei meinem Seelenheil.“

Der Maire fuhr fort:

„Nachdem Sie den Gegenstand aufgehoben, haben Sie noch längere Zeit im Schmutz gesucht, ob Ihnen nicht ein Geldstück entgangen ist.“

Der Bauer war vor Furcht und Entrüstung außer sich.

„Wie kann man nur so etwas sagen! . . . wie kann man nur so etwas sagen! . . . solche Lügen, um einen anständigen Mann zu grunde zu richten! Wie kann man nur so etwas sagen!“

Er mochte seine Unschuld noch so sehr behaupten, man glaubte ihm nicht.

Er wurde Herrn Malandain gegenübergestellt, der seine Behauptung aufrecht erhielt. Eine Stunde lang schleuderten sie sich Beleidigungen zu. Auf sein Ersuchen visitirte man Meister Hauchecorne, fand jedoch nichts bei ihm.

Endlich schickte ihn der Maire ärgerlich fort und theilte ihm mit, er werde das Gericht benachrichtigen und Instruktionen erbiten.

Die Neugierigkeit hatte sich in der Gegend verbreitet. Als der Alte aus der Mairie herauskam, umringte man ihn mit einer ernstlichen oder spöttischen Neugier, aber kein Mensch zeigte die geringste Entrüstung. Nun fing er an, die Geschichte von dem Bindfaden zu erzählen; aber man glaubte ihm nicht, sondern lachte.

Er ging weiter, hielt alle seine Bekannten an, begann stets aufs neue seine Geschichte von dem Bindfaden, zeigte seine Taschen und drehte dieselben um, um zu beweisen, daß er nichts hätte.

„Alter Schlaupops!“ sagten die Bauern lachend.

Nun wurde er ärgerlich, ereiferte sich, ein wahres Fieber erfasste ihn, und er gerieth in Verzweiflung darüber, daß man ihm nicht glauben wollte; er wußte nicht mehr, was er thun sollte, und erzählte noch immer seine Geschichte.

Die Nacht brach herein. Er mußte fort und setzte sich mit drei Nachbarn in Bewegung, denen er die Stelle zeigte, wo er das Stück Bindfaden aufgehoben hatte; und den ganzen Weg über sprach er von seinem Abenteuer.

Am Abend machte er einen Spaziergang durch das Dorf Bréauté, um dasselbe aller Welt zu erzählen; aber er traf nur auf Ungläubige.

Die ganze Nacht war er davon krank.

Am nächsten Tage um 1 Uhr mittags brachte Marinus Saumelle, ein Knecht des Landwirths Bréton zu Zmauville die Briestafche nebst Inhalt dem Besitzer Houltréque aus Manneville zurück.

Dieser Mensch behauptete, den verlorenen Gegenstand in der That auf der Landstraße gefunden zu haben; da er aber nicht lesen konnte, so hatte er ihn nach Hause gebracht und seinem Herrn übergeben.

Die Nachricht verbreitete sich in der Gegend. Meister Hauchecorne wurde davon in Kenntniß gesetzt. Sofort machte er sich auf den Weg und fing an, seine Geschichte mit der Lösung des Knotens zu erzählen.

Er triumphirte und meinte: „Was mir leid thut, ist nicht so sehr die Sache selbst, sondern die Lüge. Nichts schadet einem so sehr als Lügen.“

Den ganzen Tag sprach er von seinem Abenteuer, erzählte es auf den Landstraßen den Leuten, die vorüberkamen, in der Schenke den Trincern und am nächsten Sonntag den Bauern, die aus der Kirche kamen. Er hielt ihm unbekante Leute auf, um ihnen seine Geschichte mitzutheilen. Jetzt war er beruhigt, und doch störte ihn etwas, ohne daß er recht wußte, was das war. Die Leute sahen so aus, als machten sie sich über ihn lustig, während sie ihm zuhörten. Man schien nicht überzeugt zu sein.

Am Dienstag der nächsten Woche begab er sich nach Goderville auf den Markt, einzig und allein, um sein Abenteuer zu erzählen.

Malandain, der vor seiner Thür stand, fing an zu lachen, als er ihn vorübergehen sah.

Weshalb lachte der Mann?

Er sprach einen Pächter aus Criquetot an, der ihn nicht einmal ausreden ließ, sondern ihm einen derben Klaps auf den Bauch versetzte und ihm „Alter Schlauberger!“ zurief. Dann wandte er ihm den Rücken.

Meister Hauchecorne blieb verdutzt stehen und wurde immer unruhiger. Warum hatte man ihn „Alter Schlauberger“ genannt? Als er in Jourdain's Herberge bei Tische saß, fing er wieder an, die Sache zu erklären.

„Haha! ich kenne Deinen Bindfaden, Du alter Fuchs!“ rief ihm ein Kofthändler aus Montwilliers zu.

„Aber man hat die Briestafche doch wiedergefunden!“ flotterte Hauchecorne.

„Nix schweig, alter Junge,“ fuhr der andere fort; „man findet was, und ein anderer bringt es wieder. So wird's gemacht!“

Der Bauer blieb wie versteinert liegen. Endlich begriff er. Man beschuldigte ihn, er hätte die Briestafche durch einen Komplizen, einen Helfershelfer zurückbringen lassen.

Wieder wollte er protestiren, aber die ganze Gesellschaft fing an zu lachen.

Er konnte nicht zu Ende essen und ging, von den Spöttereien der Gäthe verfolgt, von dannen.

Während und schamerfüllt lehrte er nach Hause zurück; der Zorn würgte ihn fast und er war um so ärgerlicher, als er mit seiner normännischen Pissigkeit recht wohl fähig war, das zu thun, dessen man ihn beschuldigt; ja, er hätte sich der Sache wohl noch gar als eines schlauen Streiches gerühmt. Es erschien ihm jetzt unmöglich, seine Unschuld zu beweisen, denn seine Ausgesinntheit war bekannt und so fühlte er sich durch die Ungerechtigkeit des Verdachts ins tiefste Herz getroffen.

Nun begann er von neuem das Abenteuer zu erzählen; jeden Tag verlängerte er seinen Bericht, fügte jedes Mal neue Gründe, heftigere Proteste, feierlichere Schwüre hinzu, die er in den Stunden der Einsamkeit ersann und anstülkelte. Seinen Geist beschäftigte jetzt nur noch die Geschichte mit dem Bindfaden. Man glaubte ihm aber um so weniger, als seine Vertheidigung verwickelter und sein Beweisführung seiner geworden war.

„Das sind Lügnerkunststücke!“ sagte man hinter seinem Rücken. Er fühlte das und verzehrte sich in unnützen Bemühungen.

Zusehends magerte er ab.

Jetzt ließen ihn die Späsvögel die Geschichte „von dem Bindfaden“ erzählen, um sich darüber zu amüsiren, wie man einen Soldaten, der einen Feldzug mitgemacht hat, seine Schlacht erzählen läßt. Sein Geist verdüsterte sich schließlich und gegen Ende Dezember legte er sich ins Bett.

Er starb in den ersten Tagen des Januar und noch in dem Fieberwahn des Todeskampfes behauptete er seine Unschuld, indem er fortwährend wiederholte: „Ein kleines Stückchen Bindfaden . . . ein kleines Stückchen Bindfaden, Herr Maire.“ — — —

Kleines Feuilleton.

— **Jeuniv oder „Feinsichtigkeit“?** Am letzten Sonntag wurde in Frankfurt a. M. in einem Konzert das von Brahms komponirte Mörike'sche Lied: „Die Schwestern“ gesungen. Aber man sang nicht den ganzen Text. Von den fünf Strophen ist die eine fortgeblieben. Sie lautet:

Wir Schwestern zwei, wir schönen,
Wir spinnen in die Welt,
Wir sitzen an einer Kunkel,
Wir schlafen in einem Bett. —

Da soll noch einer kommen und über die prüden englischen Jungfern spotten! —

— **Das Haus mit den zwei Vorderseiten.** Der „Allg. Volkszeitung“ schreibt man: „Wir sind im Lande der Temperenz, England. In der K.-Straße erhebt sich eine Hausfaçade, durch Schilder mit Anpreisungen starker Getränke als public house, Schnapskneipe, gekennzeichnet; drinnen die flaschengeschmückte bar (Schantisch), auf welcher der Whisky in Strömen fließt. Das Haus hat auf einer Parallelstraße ebenfalls zwei Eingänge, und diese führen in Räume, in denen sich der eingestrichelteste Theetrinker hätte

wohl fühlen können. Das hübsche dabei war, daß beide Lokalitäten durch einen kleinen Gang eng miteinander verbunden waren. Wer dem Verdachte entgehen wollte, Whisky-Trinker zu sein, oder wer sich das Air eines Enthaltlichen geben wollte, trat in die Temperenzthüre ein, um dann den Gang zum starken Trank zu benutzen. Die Polizei sah das als einen Scherz an und kümmerte sich nicht darum, wohl aber der Fiskus, welcher es nicht duldet, daß ein von den Steuern der Wirtschaften befreites Temperenzhaus in so enger Verbindung mit einer Schnapskneipe stand. Schlusswörtung: Entziehung des gesammten Wirtschaftspatentes und 20 000 Mark Geldstrafe. —

— Eine **Nunnen-Inskript**. Auf dem Drachensfels bei Dürkheim in der Pfalz wurde vom Vorstande des Mierthumsvereins für den Kanton Dürkheim die einzige, auf festem Boden Deutschlands befindliche Nunnen-Inskript entdeckt und entziffert. Sie besteht nach der von den Archäologen Mehlitz und Wilfer gegebenen Erklärung in folgenden zwei Nummernzeilen: Tir. Ithakrit (= Idakrit). Idakrit = „der blühend Schöne“ ruft hier entweder den altgermanischen Sonnengott Tyr an, oder ersteres Wort ist als Beinamen des Gottes Tyr aufzufassen, der erst später zum Kriegsgott geworden ist. Diese weithelle und einzig dastehende Inskript wurde nun, um sie vor Zerstörung zu bewahren, nach Einholung verschiedener Gutachten vor kurzem vom Entdecker aus ihrem bisherigen Felsverband gelöst. Sie stand bisher auf einem großen Fingerringstein in der sogenannten „Drachenshöhle“ und wurde von diesem sorgsam getrennt, was ohne jeden Unfall gelang. Bei Glatteis und Schnee wurde die Steinplatte von 44 Zentimeter Länge, 30 Zentimeter Breite und 8 Zentimeter Dicke nach Weidenthal hinabgeschafft und dann in Neustadt in einem Eichenzugkasten mit Glasplatte untergebracht. Der Entdecker übergab sein nach den Bestimmungen des Code civil ihm gehöriges Fundobjekt dem Museum zu Dürkheim als Geschenk. Hier ist nun dies Denkmal, das wahrscheinlich aus der Spät-Merovinger-Zeit (7. bis 8. Jahrhundert n. Chr.) stammt, unter Glas und Rahmen zu sehen. —

Theater.

— Im Alexanderplatz-Theater ist Dienstag ein Schwank mit dem etwas erotischen Titel „Der indische Sack“ aufgeführt worden. Sein Verfasser nennt sich K. von Gordon. Es läßt sich nicht sagen, daß der Originalität des Titels auch der Inhalt einigermaßen entspricht. Wir begegnen den alten Schurken, die immer und immer wieder von Possenfabrikanten ausgenutzt werden: Verwechslungen von Personen und Mißverständnisse, die der Autor aus diesen Verwechslungen mit mehr oder weniger Geschick, aber immer an den Haaren herbeizieht. Ein Knochenmehlfabrikant hat seine Fabrik in einer der üblen Leingründe ungewohnter Nachbarschaft angelegt und fürchtet, daß ihm die Konkurrenz zum Betriebe in sehter Stunde entzogen werden könne. Er will deshalb das Herz des blumenliebenden Landesfürsten mit einem Cactus rühren, der durch das penetrante Düngemittel zu einem Niesenzwapp aufgepöppelt worden ist, verwechselt aber in seinem Streben den just in der Residenz auftretenden Zirkusdirektor Herzog mit Serenissimus. Aus alle dem Wirrwarr, der jetzt entsteht, kommt am Ende selbstverständlich der verschönderte Schluss und die unvermeidliche Verlobung zu stande. Dem Publikum gefielen die billigen Scherze, denen durch ein leidliches Spiel auf die Beine geholfen wurde. Besonders lebhaft war der Jubel, als einige Zirkusdamen so entblößt, wie die Polizei es zuläßt, die Sache „pilant“ machten. —

— Im Schauspielhause soll am 2. März eine neue Komödie von Georg Engel „Die schöne Susanne“ gegeben werden.

Völkerverkehr.

— **Kinderhandel in der Mandchurei.** In der chinesischen Mandchurei giebt es regelrechte Kinderhändler. Ein japanischer Kaufmann, der vor einiger Zeit die dortige Gegend bereiste, sah z. B. einmal ein altes Weib mit fünf oder sechs Kindern im Alter von fünf bis zwölf Jahren umherziehen. Es war bedauerlich, sagte er, diese kleinen Wesen in Lumpen und barfuß hinter einer alten, Menschenhandel treibenden Heze herlaufen zu sehen. Der Preis für angenehm aussehende oder kluge Kinder schwankt zwischen sechs und acht Mark nach deutschem Gelde, aber in den meisten Fällen wird sehr viel weniger geboten. Die Sklavenhändler lassen sich durchweg eine schriftliche Versicherung geben, daß die Eltern ihre Kinder niemals zurückfordern wollen. Knaben werden in der Regel gut behandelt, denn sind sie nur etwas ansehnlich, so hofft man, sie später geschäftlich verwenden zu können, aber Mädchen haben, wenn sie nicht hübsch sind, meistens ein schlimmes Loos, besonders in Fällen, wo der Händler seine Mädchenwaare nicht schnell genug absetzt, müssen die armen Geschöpfe oft viel ausstehen. Von hartnäckigen Eigenthümern wird dieser Umstand nachher dazu benützt, die Mädchen bei dem geringsten Widerstande durch die Drohung einzuschüchtern, man wolle sie an die Händler zurückgeben. Der erwähnte Japaner sah ein so übel zugerichtetes Mädchen, daß er es aus Mitleid ankaufte, um sie zu seiner Dienerin zu machen. Hübsche Mädchen suchen die Eigenthümer später wieder mit möglichstem Gewinn an reiche Chinesen zu verkaufen, deren Nebenfrauen sie dann werden. Die Knaben haben es besser. In vielen Fällen wird ihnen, sobald dies anständig ist, von Kaufleuten die Leitung eines

Zweiggeschäfts übertragen, und da sie in jeder Weise von ihren Herren abhängig sind, so können sie gar nicht anders, als nach Kräften für ihr Geschäft sorgen. —

Technisches.

— **Stadtbahnen mit Wasserfall-Betrieb.** Die Kraft des Niagara, oder vielmehr ein kleiner Theil davon, dient unter anderem dazu, in der Stadt Buffalo sämtliche Stadtbahnen zu betreiben. Es ist ziemlich sicher anzunehmen, daß in dieser so günstig gelegenen Stadt zuerst auf der Erde Beleuchtung, Kraftbetrieb und Heizung so gut wie ausschließlich durch Elektrizität geschehen wird. —

Humoristisches.

— Ein **Händlerkniff**. In Florenz kam einer zu einem Kostänscher und wollte ihm ein Kof abkaufen. Das bot ihm der für sechsundzwanzig Dukaten. Sie reißten miteinander und der eine sprach: „Ich will Dir das Kof abkaufen unter der Bedingung, daß ich Dir zehn Dukaten baar gebe. Die anderen sechzehn will ich schuldig bleiben.“ Der Kostänscher schlug es ihm zu und sprach: „Nimm es hin!“ Es währte einen Monat oder drei, da kam dieser nicht mit dem Geld. Der Kostänscher ging zu ihm und forderte die sechzehn Dukaten. Der andere sprach: „Ich belenne es, ich bin sie Dir schuldig!“ Als sie nun vor Gericht kamen, sagte der Käufer: „Ich will bei der Bedingung bleiben, unter der ich gekauft habe! Ich habe ihm zehn Dukaten baar gegeben und die anderen sechzehn wollte ich ihm schuldig bleiben. Wenn ich sie ihm nun gäbe, so bliebe ich sie ihm nicht schuldig, und das wäre wider meine Bedingung!“ — Und die Sache blieb vor dem Richter unentschieden. —

(Aus: „Pauli's Schimpf und Grul“.)

Bermischtes vom Tage.

— Als Nachfolger du Bois-Reymond's ist, wie verlautet, der Heidelberger Physiologe Willy Kühne von der medizinischen Fakultät der Berliner Universität an erster Stelle vorgeschlagen worden. —

— **Breslau.** Das Gerücht von der Verhaftung der Frau des in der Giftmord-Affäre Rodewald in Haft genommenen Fabrikbesizers Rodsch hat sich, wie der „Bresl. Gen.-Anz.“ meldet, nicht bestätigt.

— **Sehr lustig.** In Brieg (Schlesien) sollte vor einigen Tagen ein Meteorfall vorgekommen sein. Jetzt hat ein gelehrter Breslauer Professor herausgebracht, daß das Meteor ein Mauerstein gewesen.

— In Hainewalde bei Bittan wurde an einem jungen Mädchen ein Suizid verübt. Als verdächtig wurde ein Förster eingezogen. Seine Frau hatte von ihm bis jetzt 18 Kinder. —

— In Hamburg hat ein Schlächter aus Nahrungsjorgen seine Frau und dann sich selbst erschossen. —

— **Der erschossene Teufel.** In Hunteburg bei Oldenburg ist ein Mann, der sich für den Teufel ausgab, von zwei Knaben erschossen worden. Der Mann war mit den Worten: „Ich bin der Teufel, wo habt Ihr Euer Geld?“ in ein Haus gekommen, das gerade zwei Knaben von 8 und 12 Jahren zur Bewachung anvertraut war. Als sie ihm sagten, daß Geld sei im Koffer, machte sich der schwarze Dieb — er hatte sich das Gesicht schwarz angestrichen, darüber her. Darauf sagte der Kleine zu seinem Bruder: „Geh und hole das Gewehr und schieße den Teufel todt.“ Und so geschah es. —

— Als schwerster Rekrut des neuen Jahrganges hat sich in Paris ein Koch herausgestellt. Er wiegt 155 Kilo. Seine Mutter hat ein Gewicht von 255 Kilo. —

— **Groß-Diebstahl.** In Lyon wurden einem Beamten der Sociéte Lyonnaise am Posthalter vier Werthbriefe mit 300 000 Fr. Inhalt gestohlen. —

— **Dammbruch.** Zwischen Pavia und Voghera hat der Po seine Dämme durchbrochen. Tausende an den Dämmen arbeitende Arbeiter und Bauern konnten sich nur mit größter Anstrengung retten. Der Fluß steigt noch immer. —

— In Villanueva bei Saragossa (Spanien) wurde in der Nacht ein Pfarrer in seinem Hause von Räubern überfallen. Pfarrer und Köchin wurden mit Stricken gefesselt und mußten zusehen, wie das ganze Haus ausgeplündert wurde. Als Mithäter wurde ein Stadtverordneter von Villanueva verhaftet. —

— **Vor dem Bezirksgerichte in Zekaterinenburg (Rußland)** wurden drei Schwestern Kerentjew zu 4 bis 8 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt. Sie hatten im Laufe von fünf Jahren etwa 150 kleine, ihnen zur Pflege anvertraute Kinder Hungers sterben lassen. —

— **Pest und Hungersnoth in Indien.** Nach dem amtlichen Ausweise sind in Bombay bis zum 17. Jänner 1886 Erkrankungen an der Pest und 2592 Todesfälle vorgekommen. Die Lage hat sich verschlimmert. Die Auswanderung dauert fort. —

— Im Distrikt Bandar ist die gesammte Bevölkerung brotlos. Kniesällig liegen die Leute auf der Straße und bitten um ein Almosen. —

— **Erdbeben.** Nach einer Meldung der „Times“ aus Teheran ist daselbst ein Telegramm aus Buschhr eingegangen mit der Nachricht, daß ein heftiges Erdbeben am 11. d. M. auf der Insel Kisch (Zawilah) im Persischen Meerbusen einen sehr bedeutenden Verlust an Menschenleben verursacht hat. —